

INES  
THORN  
Die  
Bilder unseres  
Lebens

INES  
THORN

Die  
Bilder unseres  
Lebens



ROMAN

 rütten & loening

Die Originalausgabe unter dem Titel  
*The Adults*  
erschien 2018 by Orion Books London,  
an imprint of The Orion Publishing Group, Ltd.

*Für Susanne*



ISBN 978-3-352-00937-2

Rütten & Loening ist eine Marke  
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2020

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2020  
Gesetzt aus der Bembo Pro durch Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany  
Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)



Teil I

Eine neue Zeit

Die vierziger Jahre

## Kapitel 1



Am Morgen hatte die Nachbarin ihr erzählt, dass es in Gutjahrs Lebensmittelladen Eier geben sollte, und Sigrid war sofort losgelaufen.

Frau Gutjahr hatte ihren trotz des Hungers überall wohl genährten Bauch unter der Schürze gestreichelt und dabei gesagt: »Die Amerikaner sind da. Sie haben die letzten Volksstürmer verhaftet und das Völkerschlachtdenkmal besetzt. Der Bürgermeister, der olle Freyberg, und noch ein paar von denen da oben haben sich umgebracht. Geschieht ihnen ganz recht. Wir kleinen Leute von der Straße waren denen immer egal.« Ihre Stimme klang selbstzufrieden, als wäre die Welt nun ein bisschen mehr nach ihrem Geschmack.

»Du musst aufpassen, Sigrid, euer Willi, der rannte noch vorgestern in der Uniform rum und hat vor dem Gasthaus *Adler* Reden ans Volk gehalten. Den müsst ihr in der Wohnung einsperren. Und das ganze Nazizeug vernichten. Und beeilen müsst ihr euch«, ergänzte sie, während sie drei Eier in Zeitungspapier wickelte. »Ich wette, in den

meisten Häusern glühen gerade die Kachel- und Küchenöfen. Ich habe ja schon vor zwei Jahren gesagt, dass der Krieg verloren ist, damals nach der Pleite von Stalingrad. Wollte keiner hören. Sogar die Gestapo ist deshalb gekommen, mitgenommen hätten sie mich, wenn unser Laden nicht kriegswichtig gewesen wäre.« Ihr Kleinbürgerstolz füllte den ganzen Laden, legte sich in die leeren Regale, hockte auf der Kasse.

Sigrid vergaß die Eier und hetzte durch die Trümmer nach Hause. Die halbe Stadt war bei dem Bombenangriff vom 4. Dezember 1943 zerstört worden, doch in der Antonienstraße standen die meisten Häuser noch. Sigrid wusste nicht, ob sie froh oder erschrocken sein sollte. Der Krieg war vorüber, und sie konnte es einfach nicht glauben. Keine nächtlichen Bombenangriffe mehr, keine Verdunkelungen und vielleicht sogar bald kein Hunger mehr? Unvorstellbar nach sechs Jahren Krieg. Aber was kam nun?

Eilig ging sie die Stufen nach oben in den ersten Stock, riss die Tür auf. Ihr Großvater Willi saß in seiner SA-Uniform auf dem Küchensofa und erzählte seiner Frau, was ihm gerade durch den Kopf ging – wirres Zeug, wie schon seit Monaten, denn Willi war senil geworden. »Der Führer, du wirst es erleben, Wilma, der schenkt uns allen so ein Volksauto. Und dann fahren wir durchs Deutsche Reich bis ins Baltikum. Mit dem Volksauto.«

»Opa, du musst dich ausziehen!«, unterbrach Sigrid ihn. »Warum soll der Opa sich ausziehen?«, fragte Großmutter

Wilma sie, die am Herd stand und in einem Topf rührte. »Gib mir mal die Eier, die sollen hier mit rein.«

»Bis ins Baltikum«, krächzte ihr Mann.

»Sigrid, die Eier!« Wilma wandte sich ungeduldig um. Früher war sie eine sanfte Frau gewesen mit einem ewigen Lächeln auf den Lippen. Der Krieg hatte sie hart gemacht, er ließ keine Zeit für Sanftmut und Lächeln und Höflichkeit. Die meisten Männer sprachen in knappen, schnarrenden Sätzen miteinander, und den Frauen waren die Worte vergangen. Dafür seufzten sie. Aber Wilma konnte nicht schweigen. Sie hatte noch einiges zu sagen. Gestern und jetzt und später.

»Ich hab keine Eier. Die Amerikaner sind da, sind schon am Völkerschlachtdenkmal.«

Mit ein paar Schritten war sie am Sofa und riss das Hitlerbild von der Wand. »Wir müssen alles vernichten«, rief sie, die Aufregung hatte ihre Stimme ganz hell gefärbt. »Opa muss die Uniform ausziehen. Und das Jesuskreuz, das früher hier hing, muss wieder her. Wo ist es?«

Jetzt kam Bewegung in Wilma. »Das Kreuz ist im Schlafzimmer unter dem Bett. Willi, zieh dich aus.«

»Mit dem Volksauto bis ins Baltikum. Der Führer hat's gesagt.«

»Die Uniform, Opa.«

»Halt ihn fest«, sagte Wilma bestimmt, dann öffnete sie ihrem Mann die Hose und zog mit einem so kräftigen Ruck daran, dass Willi beinahe vom Sofa gerutscht wäre. Als Sigrid versuchte, die Arme aus der Uniformjacke

zu ziehen, krallte ihr Opa sich fest. »Mit der Uniform ins Baltikum«, sagte er und schlug mit der freien Hand nach Sigrid.

»Halt jetzt die Gusche«, schimpfte Wilma, zerrte die Hose über die dünnen, blau geäderten Beine und half Sigrid dann mit der Jacke.

»Wir verbrennen das Zeug im Küchenofen. Schneide die Uniform klein.«

Sigrid holte die große Schneiderschere und hielt immer wieder lauschend inne. »Ich denk jeden Moment, sie kommen« flüsterte sie.

»Unfug. Das Völkerschlachtdenkmal ist am anderen Ende der Stadt. Das dauert noch. Aber beeilen müssen wir uns trotzdem.« Wilma beträufelte die Uniformfetzen mit Öl und schob sie in den Ofen. »Hol deinen BDM-Rock, die weiße Bluse lass da, die ist unverfänglich, aber dein schwarzes Halstuch bring her und hol Opas Ausweis, das muss alles verbrannt werden.«

Wenige Minuten später brannte es im Ofen lichterloh. Ihr Opa hockte zusammengesunken auf dem Sofa, die dürren Arme um den dürren Brustkorb geschlungen.

»Ich friere an die Knewwerzchen«, schrie der Opa. »Ich hab schon Hühnerhaut.«

»Gänsehaut«, verbesserte Sigrid. Sie hielt Willis Stiefel in der Hand. »Was machen wir damit?«

Ihre Oma richtete sich auf, schob eine graue Haarsträhne aus der Stirn und beschmierte sich dabei mit Ruß. »Nee, die verbrennen wir nicht. Die können wir noch

brauchen. Die Amis werden uns bestimmt keine neuen schenken. Wir verstecken sie unten, in der Waschküche. Zur Not können wir dann sagen, dass sie uns nicht gehören.«

»Meine Knewwerzchen sind ganz kalt«, jammerte der Opa wieder.

»Mein Gott, Willi. Wir haben jetzt andere Sorgen als deine kalten Arme und Beine.« Ungeduldig warf sie ihm die Decke, die über der Sofalehne gehangen hatte, zu. Dann wandte sie sich wieder an Sigrid. »Hole die Hakenkreuzfahne und wirf sie in den Ofen. Dann mach ein weißes Bettlaken an die Stange und häng sie aus dem Fenster, die Amis sollen gleich sehen, dass wir keine Feinde sind. Und die Sachen von deiner Mutter, die guckst du durch, ob es da was Verräterisches gibt. Wenn sie aus dem Lazarett heimkommt, muss alles weg sein.«

Als Sigrid fertig war, holte sie eine weiche Flanellhose und ein kariertes Hemd für den Opa.

»Ich will meine Uniform«, krakeelte er, aber Wilma verlor allmählich die Geduld. »Das ist jetzt deine neue Uniform. Und wenn die Amis kommen, dann hältst du den Rand. Nichts mehr mit Volksauto und Führer und Baltikum, hast du verstanden?«

Willi nickte, aber Sigrid wusste, dass er nichts verstanden hatte. Er war vergesslich und hin und wieder sogar verwirrt, erkannte an manchen Tagen nicht einmal Frau und Tochter, von der Enkelin ganz zu schweigen. Sie

**Bitte eine Zeile austreiben!**

mussten einfach aufpassen, dass er nicht mehr raus auf die Straße ging.



Und dann kamen sie, die Amis. Sie fuhren in offenen Jeeps und Sigrid blickte staunend aus dem Fenster. Sie hatte noch nie einen Schwarzen gesehen. Ihr erster Eindruck war, dass sie unglaublich laut waren. Sie sprachen laut, sie lachten laut, fuhren ihre Jeeps mit quietschenden Reifen. Sigrid hatte immer gedacht, dass die Eroberer leiser sein würden. Der Krieg war laut gewesen, furchtbar laut. Er klang noch immer in ihrem Inneren, die Sirenen, das Flakfeuer, die Bomber am Himmel. Der Frieden, hatte sie gedacht, der Frieden sei leise. Friedlicher eben. Aber die Sieger hatten natürlich keinen Grund, leise zu sein. Nur die Verlierer waren still.

Sigrid beugte sich aus dem Fenster. Auf der Straße waren keine Fußgänger zu sehen, bloß die amerikanischen Jeeps. Aber hinter den Fenstern, erkannte sie schemenhaft die Nachbarn. Mit angstbleichen Gesichtern äugten sie auf die Straße. Dort, wo vor wenigen Tagen noch Hakenkreuzfahnen gehangen hatten, flatterten jetzt helle Betttücher.

Einer der Jeeps hielt nun vor der *Schauburg*, dem Kino, das den Lindemanns, Sigrids Familie, gehörte und dem Wohnhaus genau gegenüber lag. Zwei Amerikaner sprangen heraus, starrten auf die Schaukästen, in denen noch die Anzeigen der letzten Filme hingen. Heinz Rühmann

schwang seinen Hut, darunter standen die Zeiten, in denen der Film gespielt wurde.

In den letzten Monaten hatte ihre Mutter nur noch *Die Feuerzangenbowle* mit Heinz Rühmann, *Der Weg zum Glück* und Heimatfilme und Komödien gezeigt. Donnerstagabend und manchmal noch am Sonntag eine Vorstellung, wenn sie nicht ins Lazarett musste. Die Deutsche Wochenschau musste natürlich gezeigt werden, der Verleiher konnte da auch nichts machen. Wenn Vorstellung war, hatte Sigrid immer die Karten verkauft, während die Mutter die schweren Rollen in den Vorführapparat legte. Früher hatten sie noch einen Musiker gehabt, einen Pianisten, aber der war schon lange an der Ostfront gefallen. Dann hatte Wilma Klavier gespielt, aber seit es mit ihrem Opa so schlimm geworden war, seit er jede Gelegenheit nutzte, um aus der Wohnung abzuhausen, gab es kein Klavierspiel mehr in der Schauburg.

Jetzt hatte einer der Männer sie am Fenster entdeckt. Er lachte breit, winkte ihr zu. »Frowllein«, rief er. »Frowllein Frieden!«

Zaghaft winkte sie zurück.

Dann fuhr der Jeep weiter und die Straße war wieder leer.

»Sind sie weg?«, fragte Wilma.

Sigrid nickte.

»Gott sei Dank.«

Sigrid drehte sich um. »Und jetzt?«

»Was jetzt?«

»Wie geht es weiter?«

Wilma zuckte mit den Achseln. »Wir warten einfach ab. Irgendwer wird uns schon sagen, was wir zu tun und zu lassen haben. Es hat immer irgendwen gegeben, der uns das gesagt hat. Zuerst der Kaiser, dann der Ebert und der Hindenburg und am Schluss der Hitler.«



Zwei Wochen später begannen sie damit, die Trümmer wegzuräumen. Die Amis hatten die Anweisung gegeben, dass alle Frauen, die eine Position beim Bund Deutscher Mädel oder bei der NS-Frauenschaft innegehabt hatten oder vor 1939 eingetreten waren, die Trümmer beseitigen mussten. Zur Strafe, zur Wiedergutmachung. Als ob sich irgendetwas wiedergutmachen ließe. Als ob es wieder gut werden würde, wenn man nur die Steine zur Seite räumte. Ursula war 1938 in die NS-Frauenschaft eingetreten. Zur selben Zeit, wie ihr Mann Gerhard in die NSDAP. Es war keine freiwillige Entscheidung gewesen, der Druck war größer geworden und man hatte gedroht, ihnen das Kino wegzunehmen.

Ursula hatte sich nie für Politik interessiert. Warum auch? Die Politik interessierte sich schließlich auch nicht für sie. Ursula hatte die meisten Filme, die der Verleih anbot, welcher der Reichsfilmkammer unterstand, ziemlich dürr gefunden. Seit die Juden nicht mehr bei der UFA waren, waren die Filme grottenschlecht. Und die ewige Propaganda in der Wochenschau ging Ursula auf die Nerven.

Die Leute wollten sich im Kino amüsieren, nicht belehrt werden. Ja, in der ersten Zeit, vor dem Krieg, da hatte es noch Filme gegeben! »Viktor und Viktoria«, »Komposition in Blau«! Da kamen die Leute gerannt, da wurde gelacht und geweint im Kino, da wurde mitgefiebert und mitgelitten.

Später hatte Ursula bei jedem neuen Film des Verleihs regelrecht gelitten. »Hitlerjunge Quex«, »SA-Mann Brand«, Riefenstahls »Triumph des Willens« und dann noch der Kulturfilm »Ewiger Wald«, grauenvoll kitschig und voller Klischees. Später, als der Krieg ausgebrochen war, wurden die Filme noch schlimmer. »Jud Süß« war sicher ein Film nach dem Geschmack der Regierung, aber Ursula fand ihn regelrecht blödsinnig. Sie hatte den Roman von Lion Feuchtwanger gelesen, der so ganz anders war als der Film. Es ging um die historische Figur des Joseph Süß Oppenheimer, und die Nazis stellten Oppenheimer als Vergewaltiger, Intriganten, geldgeilen Betrüger und Manipulator dar. Sie hatte nicht gewusst, ob sie lachen oder weinen sollte, als sie den Film zum ersten Mal gesehen hatte. Früher war das Kino ein Ort der Unterhaltung gewesen. Die Leute hatten ihre Alltagssorgen vergessen können. Und dümmer waren sie früher auch nicht geworden. Jetzt schon.

Trotzdem spielte sie den Film.

Und nun räumten sie also Trümmer. 600 Millionen Kubikmeter Schutt galt es zu beseitigen. Loren und Kleinloks fuhren durch die Stadt, sammelten den Schutt ein,

brachten ihn ins Johannistal, auf den Fockeberg oder auf ein großes Gelände im Westen neben dem Fluss Elster.

Ursula trug eine graue Schürze über ihrem dunkelblauen Kleid, an den Füßen Opa Willis Stiefel, die sie vorn mit Zeitung ausgestopft hatte, und ein Kopftuch, damit der Staub ihr nicht gar so sehr die Haare ruinierte. Staub. Überall war Staub. Die Straßen waren von grauem Staub bedeckt, die Bäume, die Sträucher, die Menschen. Alles war grau, alles schmeckte nach Staub. Und Staub schmeckte, dachte sie, wie Asche. Sie hatte den Mund voll Asche. War es das, was die Besatzer wollten? Ein Volk in Sack und Asche? Still und demütig. Voller Schuld und Scham.

Dankbar sollten sie sein für die Befreiung, und Ursula war auch froh und dankbar für den Frieden. Aber der Alltag war noch immer düster. Hatte man nicht auch ihr das Leben gestohlen und das Lachen? Den Mann und die Liebe?

Gerhard war an der Front. Er hatte dort in einem mobilen Kino Filme vorgeführt. Hatte er zumindest gesagt, als er das letzte Mal auf Heimaturlaub gewesen war. Aber ob sie ihm glauben konnte? Alle Männer auf Heimaturlaub erzählten, sie wären nur Köche oder Funker oder Sanitäter oder Fahrer. Keiner von ihnen hatte je ein Gewehr in der Hand gehabt oder geschossen. Als ob niemand Krieg geführt hätte. Wo Gerhard jetzt war, wusste sie nicht. Das Einzige, was sie wusste, war, dass sie ihn jeden einzelnen Tag vermisste. Herrgott, was hatten sie früher

für Spaß zusammen gehabt! Ihr fröhlicher Gerhard, der das Leben in vollen Zügen genoss. Der gern aß und trank und lachte und sang. Sie erinnerte sich noch gut an die Feier zum fünfundzwanzigsten Jubiläum der Schauburg. Das war 1939 gewesen, und Gerhard hatte vorgeschlagen, daraus einen Filmball zu machen. Über hundert Gäste waren gekommen, und alle verkleidet. Gerhard war als Charlie Chaplin gegangen und sie als Mata Hari. Wilma hatte Klavier gespielt und jeder, allen voran Gerhard, hatte aus vollem Hals *Mein kleiner grüner Kaktus* gesungen. Und dann hatte er sie hochgehoben, hatten sie herumgeschwenkt. Vor aller Ohren hatte er sie »mein Herzensweib« genannt, und jeder hatte sehen können, wie gut sie es zusammen hatten.

Ach, Gerhard, wo bist du bloß? Ich mache mir solche Sorgen. Hoffentlich geht es dir gut, dachte sie, richtete sich auf, stemmte eine Hand in den schmerzenden Rücken und sah sich um. Sigrid arbeitete neben ihr, wortlos riss sie einen Ziegelstein nach dem anderen aus den Trümmern und stapelte ihn am Rand der Straße auf.

»Los, duck dich!«, rief Ursula, und Sigrid hob den Kopf. »Duck dich.«

Sigrid tat es. »Was ist los?«, flüsterte sie.

»Die Gutjahr!«

Sigrid wandte sich um. Die Lebensmittelhändlerin kam in Begleitung einer anderen Frau auf sie zu. Mit abfälligem Grinsen blieben sie vor ihnen stehen. »Ja, ja, die ganze Zeit habt ihr die Nase hochgetragen, habt auf unsereins herab-

geblickt, habt gedacht, ihr seid was Bessres, ihr mit euerm Kino. Jetzt könnt ihr sehen, was ihr davon habt. Jetzt wühlt ihr im Dreck wie die Schweine. Verdient habt ihr es!«

Damit ging sie weiter.

Ursula seufzte. »Jeden Tag dasselbe. Im Krieg haben sie das Maul gehalten, haben nur leise geseufzt, und jetzt besteht die halbe Nachbarschaft plötzlich aus Widerständlern. Dabei war die Gutjahr auch im Turnverein der Deutschen Frauen. Und jetzt erzählt sie allen, wie sie den Juden noch nach der sogenannten Kristallnacht Lebensmittel verkauft hat. Ja, das stimmt zwar, aber sie hat ihnen den doppelten Preis abverlangt.«

Ursula war ganz rot vor Ärger.

»Mama, nicht so laut. Die anderen können uns hören.«

Ursula richtete sich wieder auf. »Na, und? Sollen sie doch. Wenn mich der Krieg eines gelehrt hat, dann, dass ich ab sofort sage, was ich denke. Freiheit haben uns die Amis gebracht. Und ich nehme mir die Freiheit einer eigenen Meinung.«

Sigrid hätte es wissen müssen. Ihre Mutter hatte ein ziemliches Temperament und noch dazu eine »Leipziger Schnauze«. Sie konnte fluchen wie ein Fischweib, und sie tat es auch, sobald sie einen Anlass dazu hatte. Nur im Kino, da war sie anders. Da lächelte sie die ganze Zeit und nickte und stimmte den Gästen zu, auch wenn sie insgeheim anderer Meinung war.

Sigrid mochte die Unternehmer-Mutter nicht. Die, mit dem zahnigen Lachen, die mit dem süßen Buttermilch-

stimmchen. Zwar mochte sie es auch nicht, wenn die Mutter fluchte, doch da war sie wenigstens echt.

Sigrid seufzte. Sie war immer ein ruhiges Kind gewesen. Ganz anders als Stefan, ihr Bruder, von dem sie seit Monaten nichts mehr gehört hatten. Sein letzter Brief war aus Belgien gekommen, im Sommer 1944. Aber es war auch keine Todesnachricht gekommen, und an diese Hoffnung klammerten sie sich.

Aber jetzt würde alles anders werden. Eine neue Zeit würde beginnen.

Nur im Kino liefen noch die alten Filme.